

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 80.

Dienstag, 4. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blif.

(Nachdruck verboten.)

Er machte einen guten Eindruck, und weil die Firma seines Vaters fast ein Jahrhundert maßlos dagestanden hatte, engagierte man ihn als Volontär; die ersten sechs Monate mußte er umsonst arbeiten, dann bekäme er ein kleines Gehalt, das bei guten Leistungen schnell gesteigert werden sollte. Sofort nahm er an und trat bereits am nächsten Tage die Stelle an.

Als er zum ersten Male in die Bureauräume trat, einen Platz angewiesen erhielt und nun mit der Arbeitsmethode bekannt gemacht wurde, da erst schien ihm klar zu werden, was er an seinem militärischen Beruf verloren hatte. Jedoch biß er die Zähne zusammen, verriet nichts von seinem Unmut und erledigte pünktlich und aufmerksam die ihm zugeteilten Arbeiten. Nur der Gedanke, daß er jetzt mit diesen jungen Leuten, die er früher nicht angesehen hätte, verkehren sollte, war ihm noch sehr unangenehm. Und so hielt er sich denn auch in der ersten Zeit so still, ernst und reserviert, daß niemand mehr als das rein Geschäftliche mit ihm befragte.

Er atmete erst frei auf, wenn die Geschäftsstunden vorbei waren und er Herr seiner Zeit war.

Aber trotz seiner Zurückhaltung grüßte man ihn im Bureau nicht. Man glaubte eben, daß der Kummer, der über seine Familie hereingebrochen war, ihn so ernst und wortkarg machte, deshalb kam man ihm von allen Seiten mit respektvoller Artigkeit entgegen.

Das alles nahm er wie etwas Selbstverständliches hin. Noch immer konnte er sich nicht darin finden, daß er nun sein Leben lang in solchen Räumen am Pult vertrauern sollte.

Der Gedanke war ihm direkt widersinnig. Wie eine heimliche Wut, wie Haß und Groll lohte es in ihm auf, wenn er so seine Ketten fühlte. Nein, und tausendmal nein! Das ertrug er auf die Dauer nicht!

Dazu war er mit zu großartigen Ansprüchen an das Leben erzogen!

Zu Hause, vor Mutter und Schwester, verriet er nichts von alledem, was in ihm vorging. Wenn er aber in seinem Zimmerchen allein war und über kaufmännischen Büchern brütete, dann kam all der wilde Groll hoch, dann ballte er die Hände zusammen, und dann kam es sogar vor, daß er dem Andenken des unglücklichen Vaters fluchte.

Weshalb hatte man ihn denn erst so erzogen, daß er nur auf des Lebens Höhe zu wandeln gewöhnt war, um ihn nun mit einem Sturz in die Niederung hinabzuwerfen! Nein, das verzieh er dem Vater nie! Niemals!

Oft saß er vor seinen Büchern und starrte sie fremd und abwesend an. Und einmal, als draußen mit klingendem Spiel Militär vorbeizog, da traten ihm die heißen Tränen in die Augen, und er mußte an sich halten, um nicht laut aufzuschreien und alle Arbeit hinguwerfen und davonlaufen.

Nein, und nochmals nein! Dies Dasein ertrug er auf die Dauer einfach nicht!

Hundertmal nahm er sich vor, auszurücken oder ein Ende zu machen, aber sonst was, — nur nicht dies Joch

weiterzuschleppen. Wenn er dann aber heimkam, das grauvolle Gesicht der alten Mutter sah, die doch auch alles ertragen mußte, der doch dieser Wechsel der Verhältnisse noch viel mehr Kummer machen mußte, dann begann er sich seines Kleinmuts zu schämen und einzusehen, daß es hier nur eins gab: sich in das Unabänderliche zu fügen.

Und so schleppte er von nun an geduldig seine Last weiter und versuchte es, sich an das Unmögliche zu gewöhnen. Wenn er aber frei und mal ohne Aufsicht war, dann packte ihn der Drang nach Freiheit so unwiderstehlich, daß er sich blind und toll in das wildeste Leben hineinstürzte und mit vollen Flügen genoß, was der dahineilende Augenblick ihm gerade bot. In solchen Momenten gab es denn nur eine Rettung für ihn: sich betäuben, bis zur Sinnlosigkeit gehen, um all den Jammer zu vergessen.

Jedoch blieb er in Gegenden, die fern vom großen Weltstadtlöben lagen, weil er befürchtete, mit ehemaligen Bekannten oder Kameraden zusammenzukommen; auch peinigte ihn seine Schuld an Bücking, den er schriftlich um Aufschub der Rückzahlung gebeten hatte.

So lebte er sich nach und nach in die ihm so völlig neuen Verhältnisse ein. Der einzige aus dem Geschäft, mit dem er ab und zu einen spärlichen Verkehr unterhielt, war Fritz Jensen. Er hatte sehr bald gemerkt, daß er von dem sehr befähigten Menschen nur lernen konnte, und da er außerdem ein diskret vornehmes Auftreten hatte, so konnte man sich schon mal mit ihm zusammen setzen lassen; indes überschritt der Verkehr vorerst nicht die Grenzen rein äußerlicher Bekanntschaft.

In der Familie war man froh, daß Kurt jetzt seine geregelte Tätigkeit hatte, und so erhoffte man, daß er sich nach und nach schon eine auskömmliche Stelle schaffen würde. Selbst wenn er jetzt ab und zu mal ein bißchen länger als gewöhnlich ausblieb, sagte Lucie nichts, denn auch sie fühlte ja, wie schwer ihn dies neue Joch drückte. Und Mamachen verhätschelte ihren Liebling nach wie vor, natürlich ganz heimlich, und was sie konnte, steckte sie ihm an Taschengeld zu. Der arme gute Junge tat ihr unaußsprechlich leid, und wenn er es auch nie zeigte, wie schwer er an seiner Last trug, das liebevolle Auge der Mutter merkte es doch, und deshalb tat sie alles, um ihm hier und da ein bißchen Freiheit zu schaffen.

Für die Zukunft Kurts war nun vorerst gesorgt. Weniger schnell aber wurden die Wünsche und Hoffnungen der Schwester erfüllt. Zwar hatte sie auf Empfehlung ihres ehemaligen Musiklehrers einige Klavierkünstler bekommen, aber die Erträgnisse dieser mühseligen und aufreibenden Tätigkeit waren so gering, daß sie sich notgedrungen noch nach einer anderen Erwerbsquelle umsehen mußte, die mehr Verdienst abwarf.

Was aber sollte sie nun beginnen? Erst jetzt nun sah sie mit welch ungeheuren Schwierigkeiten ein junges Mädchen aus besserem Stande zu kämpfen hatte, wenn es sich ähnlich sein Brot verdienen wollte, erst jetzt

wurde ihr zum Erschrecken klar, welcher Zukunft sie entgegen ging. Tag für Tag war sie in der Stadt und bewarb sich um die ausgeschriebenen Stellen, die sie aus Zeitungen notiert hatte, aber wenn sie ankam, waren schon so viele Damen vor ihr dagewesen, daß ihre Aussicht gleich Null war. Doch immer von neuem versuchte sie ihr Glück, freilich immer ohne den gewünschten Erfolg. Endlich sah sie ein, daß man so zu keinem Ziel kam, und so gab sie dies Suchen und Abgeben auf und sann über einen anderen Weg nach. Und dann gab es noch etwas, was ihr nach reiflicher Überlegung einen nicht geringen Schreck einjaagte. Sie erkannte mit Entsetzen, daß ihre Fähigkeiten doch nur äußerst mangelhafte waren; zwar wußte sie auf allen Gebieten Bescheid, aber dennoch konnte sie nichts ganz, sie hatte nur soviel gelernt, was ein Mädchen aus ihren Preisen wissen mußte, um im Salon nicht unwissend zu erscheinen, sie war eine gebildete Dilettantin, nicht mehr. Und jetzt erst erkannte sie mit Schrecken, eine wie verkehrte und mangelhafte Erziehung sie und so viele ihrer Standesgenossinnen bekommen hatten.

Die Idee mit dem Sprachunterricht ließ sie sofort als unausführbar fallen, als sie sah, mit welchem Heer von Konkurrentinnen sie zu kämpfen hatte und wie wenig die Stunden eintrugen.

Auch die Beschäftigung mit feinen Näh- und Stickerarbeiten war ebenso mühevoll, als sie blutwenig einbrachte. Blich ihr als letzter Versuch noch die Malerei. Und dieser Tätigkeit lag sie nun mit froher Emsigkeit ob, denn auf diesem Gebiet war sie noch am weitesten bewandert, und hier hatte sie auch mit keiner allzu großen Konkurrenz zu kämpfen.

Sie malte auf Porzellan und auch auf Seidenstoffe, und als sie glaubte, etwas Gutes fertiggestellt zu haben, ging sie mit diesen Arbeiten in einige Kunsthandlungen und bot ihre Erzeugnisse an.

Sie hatte Glück, endlich, endlich lächelte ihr der Erfolg. Schon im zweiten Geschäft, das sie besuchte, interessierte man sich für ihre kleinen Kunstwerke. Als der Chef des Hauses die einfache, aber vornehm gekleidete Dame sah, erkannte er in ihr sofort, daß sie aus gutem Hause war. Und mit regem Interesse betrachtete er die kleinen Malereien. Sie gefielen ihm alle, und als sie ihm ihre Preise nannte, erwarb er anstandslos alles, was sie da hatte. Das Herz pochte ihr vor Freude, als sie die blanken Goldstücke einsteckte. Bevor sie ging, fragte er nach ihrer genauen Adresse, falls man Nachbestellungen bekame. Mit leisem Erröten nannte sie Namen und Wohnung.

Wieviel freundiger ging sie, als sie gekommen war! Ihr ganzes Gesicht war wie lachender Sonnenschein. Viel heiterer und lebensfroher kam ihr jetzt die ganze Umgebung vor, mit schnellen Schritten eilte sie vorwärts, um der alten Mutter die Freudenbotschaft zu verkünden.

Wöhlich wurde sie angesprochen. Sie fuhr zusammen, so sehr erschraf sie. Als sie aufsaß, stand ein sehr vornehm gekleideter, nicht mehr junger Herr vor ihr.

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein“, sagte er, ein wenig den Hut lüftend, „daß ich es wage, Sie hier auf offener Straße zu attackieren, aber dort drinnen im Geschäft wollte ich nicht beschwerlich fallen.“

Erstaunt stand sie still und sah ihn fragend an. Sie besann sich jetzt, ihn vorher im Geschäft schon gesehen zu haben.

„Wenn Sie mir gestatten, gnädiges Fräulein, gehe ich ein Stückchen mit Ihnen, denn hier können wir nicht lange unbehelligt stehen bleiben“, sprach er lustig und schnell weiter, indem er an ihrer Seite blieb.

Sie war noch immer so erstaunt, fast verblüfft, daß sie kein Wort zu sagen wußte.

„Wie ich sah, sind Sie Künstlerin, gnädiges Fräulein“, begann er wieder, indem sie weiter schritten, „ich habe gesehen, als Sie den Laden verlassen hatten, Ihre Arbeiten betrachtet, und ich muß Ihnen ganz offen gestehen, ich bin direkt entzückt davon.“

Sie schloß, wie sie rot wurde, aber wagte nicht, aufzusehen, und zu sagen wußte sie auch jetzt noch nichts.

Lächelnd sah er sie von der Seite an. Schon vom ersten Augenblick an hatte sie ihm ganz außerordentlich gefallen, nun aber, als er sie so hold erröten sah, war er direkt entzückt. Noch einmal zog er den Hut und sagte: „Baron Reuben! Ich interessiere mich sehr für bildende Kunst und besonders für Malerei. Darf ich mir die Frage gestatten, ob gnädiges Fräulein schon ausgestellt haben, hier draußen in Moabit oder vielleicht bei Schulte oder Keller und Reimer?“

Nun mußte auch sie ganz unwillkürlich lächeln, und völlig harmlos emvidierte sie: „Sie irren, Herr Baron, ich bin keine Künstlerin, meine Malerei ist nur Dilettantismus.“

„Aber gnädiges Fräulein sind viel zu bescheiden! Was ich da eben gesehen habe, das kann sich getrost in jeder Ausstellung sehen lassen“, rief er mit wahren Enthusiasmus, „ja, unter uns gesagt, ich war eigentlich erstaunt, daß Sie Ihre Arbeiten hier angeboten haben; Sie würden sicherlich bei Keller und Reimer ganz andere Preise erzielt haben.“

Etwas zaghaft antwortete sie: „Ich bin hier noch sehr wenig bekannt.“

„Das dachte ich mir auch gleich, aber vielleicht merken sich gnädiges Fräulein die neuen Adressen, und wenn Sie gestatten, notiere ich Ihnen gleich noch ein paar bessere Firmen.“

„Sie sind sehr freundlich, Herr Baron, aber ich möchte Sie doch nicht belästigen.“ — Ganz verlegen war sie.

Er hatte schon ein Notizbuch herausgezogen und schrieb nun schnell ein paar Adressen nieder.

„So, ich bitte ergebenst. Wollen sich Gnädigste bedienen.“ Er überreichte ihr das Blatt.

Sie wollte dankend seine Vermuthung ablehnen.

„Aber ich bitte, keine Ursachel Bitte, bitte, es ist mir eine Freude, so ein wenig der Kunst Gefälligkeiten erweisen zu können.“

Sie konnte nicht anders, sie mußte das Blatt nehmen, so peinlich es ihr war. Aber unhöflich erscheinen mochte sie doch auch nicht. Errötdend dankte sie ihm.

Wieder war er entzückt von ihrer echt weiblichen Anmut und Unschuld. Doch er hüthete sich wohl, irgend etwas von seiner Begeisterung zu verraten, um sie nicht abzuschrecken. Mit diskreter Höflichkeit wies er nochmals ihren Dank zurück. Dann überreichte er ihr seine Karte und sagte: „Ich bitte ergebenst, mein gnädiges Fräulein, wenn Sie meinen Rat oder Beistand in irgend einer künstlerischen oder geschäftlichen Angelegenheit wünschen, bitte schreiben Sie mir getrost und vertrauensvoll, ich werde stets zu Ihrer Verfügung sein.“

Auch diese Karte konnte sie nicht zurückweisen, denn ehe sie sich besann oder ein Wort erwidern konnte, hatte er bereits den Hut devot gezogen und sich empfohlen.

Erst als sie allein war und schnell weiter ging, kam ihr so recht zum Bewußtsein was geschehen war. In Gedanken daran erörterte sie noch jetzt. Wer war dieser Mensch? Was wollte er von ihr? Weshalb interessierte er sich so für ihr Fortkommen? Sie wußte sich keine Antwort auf alle diese Fragen. Aber je länger sie über alles nachdachte, desto unruhiger wurde sie und natürlich würde sie von den mitgetheilten Adressen niemals Gebrauch machen. Schon um ihm nicht zu Dank verpflichtet zu sein.

Während sie, dies alles überdenkend, schnell ihrer Wohnung zuschritt, fiel ihr plötzlich ein, daß sie dann ja eigentlich den heute entdeckten Kunstsalon auch nicht wieder aufsuchen könne, um nicht wieder mit diesem liebenswürdigen Herrn zusammenzutreffen. Und dieses stimmte sie nahezu traurig, denn somit ging ja eine Absaquele verloren. Ganz betrübt und niedergeschlagen stieg sie die Treppen empor. Aber kurz vor der Thür besann sie sich, daß sie die Mama damit unbedingt nicht beunruhigen durfte.

Also spielte sie ein wenig Komödie und berichtete mit heiterem Gesicht von ihrem glücklichen Verkauf, indem sie die Goldstücke aufzählte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie entzückend und süß ist es, in einer schönen Seele verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen, daß unsere Freude fremde Wangen rötet, daß unsere Angst in fremdem Busen zittert, daß unsere Leiden fremde Augen wässern.
Schiller.

Bei feldgrauen Künstlern.

Blaudereien von der Westfront von Fritz Arens.

„Kann ich den Sanitätsunteroffizier Armster sprechen?“
„Gehen Sie durch die Revierstube, die letzte Tür am Korridor!“

Ich durchschritt die mit einigen Kranken belegte Revierstube, tappte durch einen dunklen Korridor und stand vor der Stube Karl Armsters, des bekannten Heldenbaritons, der noch am 2. August 1914 mit Walter Kirchhoff (jetzt als Rittmeister im Feld) im „Parsifal“ zu Bayreuth sang, und zwar den Amfortas. Ich öffnete die Tür und stand in einem kleinen, kahlen Zimmer einer französischen Kaserne, dem Wohngemach des gefeierten Wagnerängers. In der Ecke befand sich ein einfaches Feldbett, die kleinen Fensterchen waren ohne Vorhänge; die grauen Wände verrieten, daß sie ehemals weiß gestrichelt gewesen waren; in einer Ecke stand ein kleiner Ofen, aus dem ein langes Rohr den Weg nach außen suchte.

„Ein bißchen ungemütlich, nicht wahr?“ meinte Armster lächelnd, indem er mir eine kleine Holzbank als Sitzplatz hinstellte, „aber ich bin dabei, die Bude auszusmücken. Einem Fenstervorhang bin ich schon auf die Spur gekommen!“

Auf dem kleinen Tisch lag alles einträchtiglich beieinander, was man als Soldat zu sehen gewohnt ist: ein Kommissbrot, Käse, ein Stück Wurst, Zigaretten, eine elektrische Taschenlampe, ein Waschgefäß, ein Seitengewehr, ein Kintensatz, eine Zahnbürste, eine Dose mit Stiefelschmiere und andere Herrlichkeiten.

„Eigentlich ist das doch famos“, meinte Armster. „Sie, der Schriftsteller, sitzen da im Rod des Landsturmmanns, und ich, Mitglied des Hamburger Stadttheaters, in der weißen Drillhose eines Sanitäters! Trinken Sie einen Whisky? Schön! Den habe ich mir aus Hamburg mitgebracht, wohin ich im November und Dezember 1915 beurlaubt war, um mal wieder am Theater singen zu können. Sie rauchen doch auch? Hier ist eine holländische Zigarre.“

„Wie kommen Sie denn zu der?“ „Anfang Februar habe ich eine kleine Festspielreise durch Holland machen dürfen. Aber Elberfeld ging es nach Rotterdam und Arnheim, wo ich den Hans Sachs gesungen habe. Hier sind einige Kritiken!“

Ich las im „Nieuwe Rotterdamischen Courant“ u. a. folgendes: „Van de solisten Karl Armster bovenaan. Met zijn nobel, metaalrijk geluid, een gewillig instrument, beeft hij de moeijeligheden (Möglichkeiten) des Hans Sachs partij glansrijk overwonnen. . . van hem, Armster, hebben wij de beste indrukken behouden“. Ähnlich drückte sich auch der „Telegraaf“ aus. Bei dieser Gelegenheit hörte ich, daß die Franzosen ständige Schaupieltruppen in Holland unterhalten, während die Deutschen sich dort nur gelegentlich auf Gastspielen zeigen. Man sollte diese Tätigkeit der Franzosen keineswegs unterschätzen; sie dient in reichem Maß dazu, das Wesen eines Volkes in der Fremde bekannt zu machen. Wir dagegen halten das augenscheinlich nicht für nötig, und dieses Abschließen ist viel gefährlicher, als man sich das früher vorgestellt hat.

Wir sprachen dann über Bayreuth und den „Parsifal“. Armster erwähnte dabei, daß der Kaiser sich für die Freigabe des Werkes ausgesprochen habe. Und in der Tat, man muß unserem Kaiser darin recht geben: das Werk sollte für das ganze deutsche Volk bestimmt sein, nicht nur für Franzosen, Engländer und Amerikaner in Bayreuth! . . .

„Wie sind Sie in den bunter oder vielmehr feldgrauen Rod gekommen?“ fragte ich Armster, der mir inzwischen ein Stück Kommissbrot recht appetitlich mit Wurst belegt hatte.

„Ich wurde als Ersatzreservist eingezogen, ausgebildet und meldete mich dann freiwillig nach der Westfront. Hier habe ich zunächst alle Leiden und Freuden eines Feldsoldaten mitgemacht, u. a. auch bei neuen Schützengräben kräftig mitgebuddelt, bis man . . .“

„ . . . Aha! Was man Ihre Begabung für den Sanitätsdienst herausfand!“

„Ja, ich wurde plötzlich beim Sanitätspersonal angestellt, dort ausgebildet, und habe es jetzt glücklich zum Unteroffizier gebracht. Bald aber mußte ich mich wohl oder übel auch in meiner Kunst betätigen. Zunächst sang ich in kleineren Kreisen meiner Kameraden. Dann wurde ich hier- und dorthin geholt, im Auto und mit der Bahn, für größere Veranstaltungen und für Kirchenkonzerte. Und ich muß sagen, daß mir diese Tätigkeit eine hohe Befriedigung gewährt hat. Wenn ich sah, wie sich die Gesichter der Mannschaften auflärten, wenn sie nach dem Getöse der Geschütze wieder deutsche Kunst genießen konnten, wenn sie mir in ihrer schlichten Art ihre Dankbarkeit ausdrückten, dann war ich gerührt und zufrieden. Namentlich in Viller hatte ich reichlich Gelegenheit, mich in großen Konzerten vor einem feldgrauen Publikum hören zu lassen. Und nun kommt ja die Opernsaison im Viller Deutschen Theater!“

„Richtig! Da sind wir ja Kollegen!“ „Wieso?“ „Nun, mich hat man mit noch anderen noten- und fangeskundigen Feldgrauen zum Choristen bestimmt.“ „Das ist ja prächtig, Herr Kollege, da wollen wir . . .“

Die Tür öffnet sich. Ein Sanitätsgefreiter kommt herein. „Herr Unteroffizier! Meier muß gemessen werden. Es ist ¼ 10 Uhr. Dann ist einer da, der Zahnweh hat.“

Armster stürzte fort. Sein Dienst begann wieder. Unsere Unterredung war für heute beendet. (Bens. Wln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Wanderbühne im Feld. Uns wird geschrieben: Der lange Schützengrabenkrieg macht in jeder Hinsicht erfinderisch. Es gibt, die oft über Wochen und Monate sich ausdehnende Untätigkeit durch allerhand Peristreuung und Unterhaltung zu verkürzen, damit Griesgram und Langeweile, die schlimmsten Feinde der Soldaten, an der Front keinen Raum gewinnen. So hat die Heeresverwaltung mit klugem Blick in den Etappen Kinematographentheater eingerichtet, die dem Feldgrauen allerhand Fröhliches aus dem Soldatenleben und erquickende Bilder aus der Heimat vorzaubern. Gesangs- und Musikvortrage kommen so ziemlich bis in die Feuerlinie, und in der Armeeabteilung Hasenbrunn hat sich sogar eine Wanderbühne gebildet, die an der Front umherzieht und viele fröhlich anregende Stunden schafft. Diese Wanderbühne ist nichts anderes als eine Neuauflage der guten, alten „Schmitz“, wie wir sie als Kinder bei den Jahrmärkten, auf den Dörfern kennen gelernt haben. Sie mußte sich freilich eine straffe militärische Reorganisation gefallen lassen. An ihrer Spitze steht nicht mehr der für alle Schmierer typisch gewordene alte Direktor Strieze, sondern ein Regisseur in Feldgrau, der über eine staatliche Truppe von 53 Personen verfügt. So zieht die Bühne zur Front. Ein eigener Wagen erzeugt das zu den Vorstellungen notwendige Licht. Die Bauern in den halbzerrstörten Vogesenbüschen reißen große, erlaunte Augen auf. Gehört diese neue Feldeinrichtung auch zum Krieg? Sie erinnert so sehr an glückliche Friedenszeiten, wo die ganze Familie auf die Meßti ging, um den Fernando oder die Zwerge und Riesenmenschen zu bestaunen. Die ganze übrigegebliebene Dorjugend ist um die Wagen versammelt, aus denen sich langsam die feldgrau bemalte Bühne entpuppt. In irgend einem Schulsaal, oder, wenn keiner mehr vorhanden ist, in einer Scheune, oder sogar im Freien, mit dem Himmel als Bedachung und den Bäumen als Kulissen, wird das Theater aufgeschlagen. Da rühren und regen sich viel geschäftige Hände, die seit langen Kriegsmonaten mehr in Gewehr und Bajonett als an Hammer und Beil gewöhnt waren. Ein großes, schwarz-weiß-rotes Zeltentuch grenzt den Orchesterraum ab. Für Hunderte von Zuschauern werden Bänke aufgestellt. Alles ist bereit, bis zu den Programmen und Eintrittskarten, deren Erlös den Hinterbliebenen der Armeeabteilung zugute kommt. Und nun erstet ein seltsames Bild. Durch die engen alten Dorfstraßen zwischen den kanonenbespäten Vogesenbergen strömen die Feldgrauen zur Wanderbühne. Sie kommen aus der Front, oft müde, mit abgespannten Gesichtern; an den Meidern und den biden Stiefeln klappt noch die schlammige Erde aus den Schützengräben. Wie große Kinder mit neugierig ungeduldrigen Augen nehmen sie auf den Bänken Platz. Die Musik setzt mit einem schlichten Wasser ein, und wie ein elektrischer Strom geht es von Reihe zu Reihe. Der belebende Langrhythmus fährt durch alle

Wieber, die Müdigkeit, die Kämpfe sind vergessen. Der Feldgrau, der vielleicht gestern erst in einem wütenden Nahkampf mit dem Feind gerungen hat, ist nur noch Auge und Ohr für das, was dort auf der Bühne vor sich geht. Er bestaunt die Tragfähigkeit des Schreiergenies, die Geschmeidigkeit der Akrobaten, folgt dem dämmigen August mit schallendem Gelächter durch alle Torheiten und Scherze. Ein Damenachahmer, ein prachtvoll feiches Weib aus einem bayerischen Landsturmregiment, erntet stürmischen Beifall. Die Männer-Quintetts geben Ernstes und Heiteres und wecken Erinnerungen aus der Heimat und glücklichen Friedenszeiten. Erschöpft und gestärkt kehren die Soldaten nach der Aufklärung in die Quartiere und an die Front zurück. Am folgenden Morgen zieht dann die Wanderbühne weiter, um wieder neuen Feldgrauen Freude zu bereiten. Keine Schuppe wird vergessen. Selbst der alte Soldatenstolz . . . hat das Theater unlängst gedacht. Militär- und Zivilisten drängten sich zu den Vorstellungen, die selbst das Armeekorps, Generaloberst v. Falkenhäusen, mit seiner Gegenwart beehrte. Und hier wie draußen ernteten die Musiker und Künstler eitel Lob und Beifall. (Zens. Bl.)

Londoner Hotellife. Ein amerikanischer Reisender, der sich geschäftlich in London aufhielt, ging in das bekannte Hotel Cecil, wo man ihm ein Zimmer im obersten Stockwerk anwies. Als er am ersten Morgen erwachte, klingelte er vergeblich nach dem Zimmerkellner. Hierauf ergriff er wütend den Hörer des Zimmertelefons, um sich mit dem Portier in Verbindung zu setzen. Und als auch da niemand sich meldete, eilte der so arg vernachlässigte Gast die Treppe hinauf, um sich zu beschweren. „Was ist denn los?“ schrie er zornig ein Stubenmädchen an. „Ach, mein Herr, es war ein Bepfehlungsangriff gemeldet, und darum wurden wir alle in die Keller beordert.“ „Was!“ schrie der Amerikaner, „und ich, der ich unterm Dach wohne, wurde nicht gewarnt?“ „Das war nicht nötig“, lautete die Antwort. „für Sie ist ja die Angestelltenversicherungskasse des Hotels nicht haftbar!“ (Everybody's.)

Ein Appell gegen den Kleiderverbrauch in England. Der im Verein mit dem Wachsen der Kriegsausgaben fortwährend steigende Geldmangel in England veranlaßte das Komitee der Nationalorganisation zur Sparbarkeit im Kriege in London zur Herausgabe einer Liste neuer Sparmaßregeln. Unter den Dingen, die auf diesen Listen, deren Abzüge in allen Straßen an den Häusermauern angeschlagen sind, als überflüssig und darum unpatriotisch bezeichnet werden, stehen an erster Stelle die Privatautomobile und Privatmotorräder. Das zweite Gebot warnt davor, in der Hauswirtschaft mehr dienstbare Geister als unbedingt nötig zu beschäftigen, damit noch mehr weibliche Arbeitskräfte zur Tätigkeit in den unausgefüllten Personalstellen der Munitionsfabriken freigesetzt werden können. Besonders eifrig aber wird in der Londoner Gesellschaft das dritte Gebot besprochen, das neue Kleider und Anzüge aus den Jäbder der unerwünschten, weil gegenwärtig höchst unpatriotischen Anschaffungen lehrt. „Kaufet niemals“, heißt es, „neue Anzüge oder Kleider, wenn dies nicht unbedingt nötig ist. Denkt endlich daran, daß es in Kriegzeiten durchaus keine Schande ist, die alten abgetragenen Kleider zu tragen, so lange sie noch halten. Auf diese Weise werdet ihr Geld ersparen, das für die weitaus dringlicheren Kriegszwecke nötig ist, und wenn ihr mit gutem Beispiel vorangeht, werden euch bald alle folgen. Denkt daran, daß das Land die Hilfe, die ihr ihm auf diese Weise zuteil werden lasset, auch zu belohnen wissen wird.“

Das Bölibat der Flieger. Bis vor kurzem standen sämtliche in der Schweiz dem Flugzeugdienst zugewiesenen unter dem strengen Verbot, eine Ehe einzugehen. Eine etwas humanere Stimmung des schweizerischen Bundesrates und der Obersten Heeresleitung, die sich allmählich eingefunden hatte, veranlaßte auch bald die Aufhebung dieses Verbotes, die kürzlich erfolgt ist. Gleich wurde auch davon Gebrauch gemacht, und der Fliegerleutnant Meynold, der die rascheste Gelegenheit benutzte, dem Glück der Ehe entgegenzufliegen, erstreute sich bei seiner Hochzeitsfeier der Teilname seiner dienstfreien Kollegen, die diesen Hochzeitstag als Mundgebung für die Aufhebung des Bölibates und folglich auch für die Ehe benutzten.

Die Gottfried Keller sein Staatschreiberamt antrat und wie er es beschloß. Das soeben bei J. G. Cotta in Stuttgart erschienene Werk „Gottfried Kellers Leben“, in dem Emil Ermatinger das viel-

gestaltige Material der Keller-Forschung in neuer und fesselnder Weise verarbeitet, enthält eine anschauliche Schilderung der Amtstätigkeit des Dichters. Von keinem Dichter gilt das Wort, daß der Prophet nichts in seinem Lande gelte, weniger als von Gottfried Keller. Die Zürcher Regierung bot ihm 1848 zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung im Auslande ein Reisestipendium an, das sie ihm vier Jahre lang im Gesamtbetrage von fast 3000 Fr. auszahlte. 1854 brachten sechs Gönner für ihn 1800 Franken zur Deckung seiner Schulden auf; und im gleichen Jahre suchte man ihn an das neugegründete Polytechnikum in Zürich als Professor für Literatur- und Kunstgeschichte zu ziehen. Ende 1855 traf der Verfasser des „Grünen Heinrich“ und der „Leute von Selbwila“ wieder in der Heimat ein, ohne, wie er gehofft hatte, als Dramatiker die Bühne erobern zu können. In der demokratischen Bewegung während der folgenden Jahre blieb er nicht abseits, und doch war es vielen eine rechte Überraschung, als der für einen so hohen und verantwortungsvollen Verwaltungsposten in seiner Weise vorgebildete und erprobte Schriftsteller am 14. September 1861 zum Staatschreiber des Kantons Zürich gewählt wurde. Keller hatte sich auf den Wink eines ihm wohlwollenden Regierungsrates in einer lakonischen Anmeldung um die frei gewordene Stellung beworben. Drei Monate später ernannte ihn der heimliche Wahlkreis Bülach auf ehrenvolle Art zum Mitgliede des Großen Rates. Und der Mann, über dessen Lebensführung die sonderbarsten Mären im Umlauf waren, dem nur wenige seiner Mitbürger die nötige Ausdauer, Fähigkeit und Arbeitskraft für sein Amt antrauen, erlebte schon sechs Wochen nach der Wahl die Genugtuung, daß die Zeitung, die gegen ihn den größten Lärm geschlagen, nun öffentlich erklärte: Die allgemeine Meinung habe sich in Gottfried Keller ganz gewaltig geändert, indem sie die Kraft des Genies in Rechnung zu ziehen vergesse; denn nach allem, was man höre, dürfe aus ihm einer der tüchtigsten Staatschreiber werden, die Zürich je besessen habe. Sehr charakteristisch für Keller sind nun die Szenen, die Ermatinger vom Amtsantritt und vom Amtsabschied Kellers als Staatschreiber erzählt. Am Abend vor dem Amtsantritt — es war ein Sonntag — war der Dichter in eine große Gesellschaft, in den „Savon“ zu Zürich, geladen. Die freie Schweiz war ja damals die Zufluchtsstätte für so viele, denen wegen ihrer freibürgerlichen Ansichten und Bestrebungen der Boden in der eigenen Heimat zu heiß geworden war. Und so hatte sich auch an diesem Abend viel extravagantes Volk versammelt, das sich um den gefeierten Gast des Abends, Ferdinand Vassalle, scharte. Gräfin Daxfeld war in roter Bluse und weißer Armbinde erschienen. Auch der Dichter Herwegh, der einige Wochen später einen Ruf auf den Lehrstuhl für Literaturgeschichte nach Neapel erhielt, war mit seiner Familie anwesend. Nach dem Tee begann ein Gelage, das bis in den hellen Morgen hinein dauerte, wobei die Frauen dem Champagner nicht lässig zusprachen und dicke Havannazigarren rauchten. Keller schloß sich aufs äußerste angewidert, verhielt sich indestoß stumm. Als jedoch in vorgerückter Stunde Vassalle seine Kunststücke als Magnetiseur und Tischrader zum besten gab und eben seinen Fokus über dem Haupte Georg Herweghs machte, um denselben einzuschläfern, fuhr Gottfried Keller wütend auf und schrie: „Jetzt ist's mir zu dick, Ihr Lumpenpack, Ihr Gauner!“ Er ergriff einen Stuhl und drang mit dieser Waffe auf Vassalle ein. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Die Frauen brachen in heftiges Weinen aus, die Männer schimpften, und der Störenfried wurde an die frische Luft gebracht. Um 8 Uhr morgens hätte er in der Kanzlei antreten sollen. Um 10 Uhr war er noch nicht da, der nächtliche Vorfall dagegen war bereits ruchbar geworden. Da eilte Regierungsrat Hagenbuch nach der Wohnung seines Schützlings, den Schläfer zu wecken. Ein ernstlicher Verweis wurde dem Säumnigen nicht erspart. Es war der erste und letzte, den Keller entgegen zu nehmen hatte. Seitdem war er die Pünktlichkeit und Pflichttreue selbst. Das Amt nahm ihn aber auch so völlig in Anspruch, daß zu dichterischer Arbeit keine Ruhe blieb. Da benutzten seine Mitbürger den Anlaß seines 50. Geburtstages, den Schweigstagen an seinen höheren Beruf zu mahnen. Sie brachten dem Nichtschreibenden einen glänzenden Fackelaug und führten ihn in vier-spänniger Kutsche zu einem Festkommers, bei dem ihm das Diplom eines Ehrendoktors der Hochschule überreicht wurde. Immer stärker ward nun der Wunsch im Herzen des Dichters, noch einige Jahre seine ganze Kraft der Dichtung zu widmen. Nach 15-jähriger Amtsführung legte Gottfried Keller Mitte 1876 den Staatschreiberposten nieder. Die Regierung gab ihm ein solennes Abschiedessen und überreichte ihm einen silbernen Becher. Die Feier wandelte sich im Laufe der Stunden zu einem Akte fröhlichster Ausgelassenheit. Im aufregenden Hochgefühl der neu gewonnenen Freiheit wehte Keller den Becher mit kostlichen Weinen ein und regalierte die demokratischen Regierungsräte mit Offenherzigkeiten. „Sie machten jedoch“, berichtete er selbst einem Freunde, „gebildete Mene dazu, ich glaube aber, Sie gaben mir jetzt den Becher nicht mehr.“ So beschloß Gottfried Keller sein Amt als Staatschreiber mit einem genialen Exzesse, wie er es angerechnet hatte.